

Konstantin Ferstl: „Die blaue Grenze“

Das Leben als Landschaft

Von Ismael Berrazouane

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 18.06.2024

Weit gereist und aus der Zeit gefallen: Eine Flucht in der Gegenwart wird in „Die blaue Grenze“ von Konstantin Ferstl – Autor, Musiker und Regisseur – kunstvoll mit der eigenen Familiengeschichte, der deutschen Vergangenheit und dem langen 20. Jahrhundert verwoben.

Wo beginnt eine Reise? Mit der Sehnsucht, mit gebuchten Tickets? Beim hektischen Packen am Vorabend oder erst auf dem Weg zu Flughäfen und Bahnhöfen? In „Die blaue Grenze“ beginnt die Reise des Protagonisten Fidelis Lorentz eigentlich schon bei seinem Urgroßvater. Matrose wollte er werden, aus dem tiefsten Bayern stammend und ohne je das Meer gesehen zu haben. Der Urenkel, der in „Die blaue Grenze“ eigentlich erzählt, bettet die Gegenwart und seinen Weg immer wieder in Familiengeschichten wie diese ein. Vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen und Erinnerungen an Heimat und Ferne, Wegwollen und Wegmüssen, sucht auch Fidelis das Weite.

„Wir fahren nach Osten, gegen die Zeit. Ich sitze entgegen der Fahrtrichtung, mein Blick geht nur zurück. Die Ruinen eines alten Eisenbahnwerks ziehen vorbei, aufgelassene Hallen, deren Stahlskelette wie alte Abteikirchen wirken. Vielleicht wären Choräle die richtige Musik für diese erfrorenen Lande, ein Kyrie für meine kalte Einsamkeit. Und zum ersten Mal seit Beginn meiner Flucht will ich J. anrufen, ich denke, wenn ich ihr nichts davon erzählen kann, dann wären alle Blicke umsonst gewesen.“

Parallelen zwischen Autor und Hauptfigur

Der Protagonist flieht vor J., seiner vielfach verabschiedeten und wiedergefundenen Liebe. Diesmal droht die endgültige Trennung. Zuflucht will er in Pjöngjang suchen, der Hauptstadt Nordkoreas. Er reist symbolisch in die Vergangenheit, auf der Suche nach Stillstand. Dabei verschwimmt die Grenze zwischen Autor und Hauptfigur beständig – die Familiengeschichten überschneiden, die Berufe ähneln sich. Und auch die Widmung zu Beginn von „Die blaue Grenze“ ist „für J.“

Aber von Autofiktion zu sprechen scheint unvollständig, vielmehr entsteht hier ein Familienporträt. Bereits Verblasste und noch Lebende stehen darin nebeneinander, vor der Kulisse ineinander übergehender Epochen. Hier wird kein Früher-war-alles-besser

Konstantin Ferstl

Die blaue Grenze

Rowohlt Berlin Verlag, Berlin

400 Seiten

24 Euro

beschworen, sondern melancholisch den vergeblichen Versuchen gedacht, das Vergangene in der Erinnerung zu bewahren.

„J. hatte die alte Haustüre blau angestrichen. Sie war damit nicht ganz fertig geworden, die Farbe war ihr am Ende ausgegangen. Das linke untere Eck an der Innenseite blieb frei, dort schaute noch das alte Rotbraun hervor wie die undeutliche Ahnung eines anderen Sediments der Geschichte, die abgestoßene Farbschicht aus dem Baumarkt von Marienstein, die der Vater früher alle drei Jahre mit soldatischer Akribie erneuert hatte. Bin nach Pyeongyang gefahren. Ich hätte ihr den Zettel auch auf den Küchentisch legen können oder auf den Flügel. Doch ich weiß, dass J. die Türe nicht mehr öffnen wird, obwohl sie einen Schlüssel besitzt.“

Herausfordernde Vielzahl an Bezügen

„Die blaue Grenze“, die dem Roman ihren Titel gibt, findet sich mehrfach im Text: In der Haustüre, daheim in Marienstein, als militärische Demarkationslinie zwischen Nord- und Südkorea oder im Meer, an dem die Reise des Protagonisten endet. Sie ist nur ein Beispiel für das dichte Netz innerer Referenzen im Text, die die Reisen und Weltbilder über Generationen hinweg verweben. Manches Mal wäre dabei ein Reiseführer praktisch gewesen, um nicht ständig Google um Erläuterungen bitten zu müssen. Die Vielzahl an Bezügen und die Fremdwortschau werden ermüdend.

Zumeist gelingt dem Text jedoch eine erstaunliche Balance aus Monumentalität und Lakonie. Landschaften, Architektur, Historie und Persönliches werden originell betrachtet und miteinander verknüpft. Entferntes und Vergangenes, Orte und Gesellschaften, gerade der alten Bundesrepublik, werden so greifbar.

„Auch von ihren Geschwistern hatte sie sich entfremdet. Sie hatten ihr das Fortgehen nie verziehen, waren unter sich geblieben, in einem Umkreis von fünf Kilometern. Man lud sich anfangs noch gegenseitig zur Kommunion der Kinder ein, Weißer Sonntag am Buffet mit dunkler Soße, man redete über die Größe von Rumpsteaks oder wie viele Daimler sich wohl noch in diesem Leben mit dem Werksangehörigenrabatt vom Karl-Heinz kaufen ließen. Danach sahen sie sich auch untereinander immer seltener, man traf sich zufällig bei der Jahresaufführung des Laienspielkreises, Drei Weiber und ein Gockel in der neuen Kulturhalle, einer subventionierten Bausünde neben dem Hundesportverein. Kultur war immer nur Chiffre für Geselligkeit und Trinkkultur, genau wie Lebensart ein Euphemismus für fleischlastige Gerichte.“

Ein Roman, der große Distanzen zurücklegt

Der Roman von Konstantin Ferstl endet mit Aussicht auf die Heimkehr des Protagonisten. Auch die Lesenden werden sich nach dieser Reise erst einmal strecken müssen, aufstehen, die müden Gliedmaßen kurz sortieren: Um die Distanzen zu spüren, die sie in und mit diesem Text zurückgelegt haben, noch bevor sie sich in der Erinnerung sortieren lassen.

„Die blaue Grenze“ ist ein weitreichender Roman. Langsam und voller Details erzählt. Ein aus der Zeit gefallener Text, der sich wie das Schienennetz der transsibirischen Eisenbahn entfaltet – beeindruckend, ganz egal ob Reisende aus Respekt vor diesen Strecken nun aus- oder gar nicht erst zusteigen.